„Schade, schade. Wir haben Sie erwartet, Sie werden ein anderes Bild von der Stadt bekommen. Es ist hier nämlich gar nicht so langweilig.“ Er öffnet lächelnd seine Brieftasche und zeigt mir Photographien. Tennis. Ball. Sommerhaus. Segeln . . .

„Nein, nein, ich muß zurück nach Salmijärvi, und dann geht's nach Rovaniemi.“ Ich sage: heimwärts.

„So weit“, meint er nachdenklich, „und dann?“

„Oulu, wissen Sie, Kahjani, Kuopio, bis nach Sortavala im Ladogasee.“

„Fahren Sie wieder nach Deutschland?“ „– nach Deutschland.“ „Warum haben Sie den weiten Weg gemacht?“

Verfluchte Frage.

Wir kommen ins Gehn, er schiebt hier und da einen Korbstuhl beiseite. Es ist, als ob er mir eine Erklärung abringen wollte, irgendetwas wunderbar einfaches, das jeden Menschen beschwichtigen würde. Ich hätte ihm ja sagen können, daß niemand sich selbst entgeht, aber das ist es nicht, was er hören will. Plötzlich, im Zorn der Eingebung, entfährt es mir, daß es garnicht darauf ankomme. Er schweigt höflich. „Worauf es ankommt, ist einzig und allein, seßhaft zu werden, um sich – ich bin mir klar, daß er nicht mehr folgen kann – um sich von Grund auf zu entwurzeln.“ Tennis. Segeln. Kann aufklaren, meint er. Heute läßt sich so wenig zu Gunsten von Kirkenes . . .

Ich werde abreisen.

# UNIVERSITÄTSREFORM

von

HERMANN HELLER

Die heutige Universität krankt zunächst einmal daran, daß sie Mädchen für alles und für alle sein muß. Bildungsgemeinschaft, Forschungsstätte und Berufsschule soll sie in einem sein und ist überdies in einem ganz unerträglichen Maße von mehr oder minder brauchbaren Studenten überfüllt. Hier liegen die handgreiflichsten Ursachen dafür, daß unsere Universität weder die allgemeine, noch die fachwissenschaftliche Bildung genügend zu pflegen vermag und daß außerdem noch die praktische

Ausbildung eine unzulängliche bleibt. Aber auch die Forschertätigkeit des Dozenten – was merkwürdigerweise in der Öffentlichkeit am wenigsten erörtert wird – kommt dabei nicht zu ihrem Recht.

Die tieferen Ursachen, sowohl für die unmögliche Verkoppelung von Bildung, Ausbildung und Forschung, wie für die Unzulänglichkeit aller drei, sind in den fiktiven Voraussetzungen zu suchen, auf welche unsere heutige Universität gebaut ist. Sie hat Geist und Gestalt in einer Epoche empfangen, die noch zu tiefst erfüllt war von dem Glauben an die Bildungswirksamkeit der kritischen Vernunft. Diese Wissenschaftsgläubigkeit jener Zeit schloß aber zugleich das Vertrauen auf eine praktische Weltgestaltung durch die erkennende Vernunft ein. Es war ein Bildungsideal, das an die Ratio und an den ethischen Willen zugleich appellierte, sowohl Persönlichkeits- wie Gesellschaftsgestaltung anstrebte und durch wissenschaftliche Deduktion die Bedingungen der Gerechtigkeit einer vernunft- und rechtmäßigen bürgerlichen Gesellschaft festzustellen suchte. Für einen Wilhelm von Humboldt, den Vater dieses Universitätsideals, wird diese Auffassungsweise niemand bestreiten. Aber auch Kant, einer der Lehrer Humboldts, den man sich heute meist als wirklichkeitsentrückten Erkenntniskritiker vorzustellen pflegt, bekennt in einer Notiz: „Ich bin selbst aus Neigung ein Forscher. Ich fühle den ganzen Durst nach Erkenntnis und die begierige Unruhe, darin weiterzukommen oder auch die Unzufriedenheit bei jedem Fortschritte. Es war eine Zeit, da ich glaubte, dieses alles könnte die Ehre der Menschheit machen, und ich verachtete den Pöbel, der von nichts weiß. Rousseau hat mich zurechtgebracht. Dieser verblendete Vorzug verschwindet; ich lerne die Menschheit ehren und würde mich viel unnützer finden als die gemeinen Arbeiter, wenn ich nicht glaubte, daß diese Betrachtung allen übrigen einen Wert geben könnte, die Rechte der Menschheit herzustellen."

Dieses „idealistische" Bildungsziel der deutschen Universität im Anfang des vorigen Jahrhunderts kannte, sofern es sich selbst verstand, an keinem Punkte eine endgültige Trennung von Theorie und Praxis. Auch die abstraktesten Denkformen des damaligen Idealismus waren noch existentiell mit der gesellschaftlichen Wirklichkeit eines aufstrebenden Bürgertums verbunden; eines Bürgertums, das die gesellschaftliche Welt keineswegs nur „verstehen", sondern auch im Geiste der Freiheit und Gleichheit verändern wollte. Von dem Zusammenhang jener bürgerlichen Gesellschaft aus gesehen war das Denken der Epoche trotz seiner starren

Naturrechtsformen kein Selbstzweck, keine „reine" Theorie, sondern ein mit dem gesellschaftlichen Willen des Bürgertums sich wandelnder Ausdruck des lebendigen Lebens. Deshalb war Wissenschaft für jene Zeit nicht nur gewußter, sondern gelebter Geist. Die Wissenschaft hatte in dieser Situation ein konkretes, inhalterfülltes Vernunftideal, von dem aus mindestens die Geisteswissenschaften sich zu einer systematischen universitas ordneten. Und solche Wissenschaft konnte allerdings zugleich bildungswirksame und lebensnahe Forschung sein. Solange das Bürgertum nicht saturiert war, war also seine Wissenschaftsgläubigkeit durchaus gerechtfertigt. Theorie und Praxis standen in fruchtbarem Austausch; die Wissenschaft gab bildungswirksame und lebenswichtige Antworten auf letzlich praktische Fragen.

Die heutige Universität lebt von der Fiktion, als ob es heute noch ebenso wäre. Sie hat in den Kulturwissenschaften – nur um diese handelt es sich hier und bei den meisten Fragen einer Universitätsreform – nur die Antworten des deutschen Idealismus ohne seine Fragestellungen übernommen. Die Folge ist, daß sie entweder auf längst nicht mehr Gefragtes antwortet, die Fragwürdigkeiten aber, welche unsere geistige und gesellschaftliche Gegenwartsexistenz auf das gefährlichste bedrohen, nicht einmal zur Kenntnis nimmt, geschweige denn sie zu beantworten vermag. Sie lebt heute von dem „verblendeten Vorzug", der Theorie und Praxis radikal auseinanderreißt und die Gesellschafts- und Wirtschaftswissenschaften, die Rechts- und Staatslehre, ebenso wie die Geschichte und Pädagogik positivistisch und spezialistisch fast von allen aktuellen Lebensproblemen fernhält, die Philosophie aber degenerieren läßt zur bloßen Methodenlehre oder Erkenntniskritik. Mit diesem Wissenschaftsideal kann die Universität allerdings nicht mehr Forschungsstätte und Bildungsgemeinschaft in einem sein. Sie wird die Fiktion einer solchen Einheit solange nicht zur Wahrheit machen können, bis sie sich nicht entschließt, ihr rational anethisches Bildungsideal zugunsten einer lebensnäheren Verbindung von Theorie und Praxis aufzugeben. Wer behauptet, daß darunter die Theorie leiden müßte, dem kann mit dem Theoretiker Kant geantwortet werden, daß er sich eigentlich viel unnützer finden müßte als die gemeinen Arbeiter.

Ansätze, die eine solche Gegenwartsnähe der Universitätswissenschaft erhoffen lassen, sind zweifellos auf allen Gebieten vorhanden. Die Richtung, in welche diese Ansätze weisen, heißt: E r n e u e r u n g  d e r  W i s s e n s c h a f t  a u s  e i n e m  k o n k r e t e n,  h i s t o r i s c h e n  B e w u ß t s e i n  d e r

eigenen Situation. Das bedeutet vor allem das Ende eines ideologischen „Idealismus" ohne konkrete Ideale, dieser eigentlichen Zeitkrankheit unserer Universitätswissenschaft. Das bedeutet das Ende des liberalen l'art pour l'art-Denkens, das Ende der anarchischen Zusammenhanglosigkeit von Sinn und Akt, von Wert und Wirklichkeit, das Ende jenes leeren „Bewußtseins überhaupt", das über einer sinnlos krabbelnden Menschenwelt den Himmel seiner wirklichkeitsfremden Begriffe spannt. Im Mittelpunkt solcher Erneuerung muß die Gesellschaftswissenschaft stehen, die aber nicht eine raum- und zeitfremde Allerwelts-Beziehungslehre sein darf, sondern von der Wirklichkeit der heutigen bürgerlichen Gesellschaft und ihrer akuten Problematik auszugehen und die überlieferten Begriffe auf das tatsächliche gesellschaftliche Verhalten und die konkreten Ziele der Menschen zurückzubeziehen hat. Nur eine solche Soziologie wäre auch imstande, der einseitigen Verfachlichung der Lehre und des Lernens entgegenzuwirken.

Solange allerdings diese Ansätze keine tiefgreifende Umwälzung unserer Erkenntnishaltung herbeigeführt haben, ist mit bloß organisatorischen Umbauten der heutigen Universität weder der Universität noch ihren Studenten viel zu helfen. Insbesondere ist die Meinung verkehrt, man könnte die Trennung von Theorie und Praxis, welche in den letzten Fundamenten unserer gesellschaftlichen und geistgeschichtlichen Lage begründet ist, dadurch beseitigen, daß man recht viele „Männer des praktischen Lebens" zum akademischen Lehramt beruft. So sehr der wissenschaftlich und pädagogisch befähigte Praktiker auf dem akademischen Lehrstuhl zu begrüßen ist, – eine so äußerliche Verbindung von Theorie und Praxis wird nicht entfernt an die Wurzeln des Übels herankommen. Eine Gesundung darf nur von der geistigen Besinnung der Wissenschaft selbst erwartet werden. In Parenthese mag auch noch auf die Gefahr für die Unabhängigkeit der Universitäten hingewiesen werden, die durch die Berufung von Interessenvertretern aus der Praxis, vor allem in den rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultäten nicht erst entstehen könnte, sondern heute bereits im Entstehen ist.

Auch der Gedanke einer Wiederherstellung der universitas litterarum durch Einrichtung einer humanistischen Fakultät, in welcher die Studierenden aller Fakultäten in den ersten Semestern allgemein bildende Vorlesungen zu hören hätten, beruht auf einem gründlichen Mißverständnis

unserer geistesgeschichtlichen Situation. Wenn von einer solchen Fakultät gefordert wird, sie solle für jeden Studierenden die Frage klären: „Was tragen die einzelnen Wissenschaften und ihre Gesamtheit zu unserem Weltbild bei und welche Methoden haben sie hierbei entwickeln können?", so geht man von der Fiktion aus, daß die heutige Universität gerade das besitzt, was ihr eben fehlt: ein gemeinsames Weltbild. Ein beispielmäßiges Programm einer humanistischen Fakultät soll in drei Abteilungen Vorlesungen über Weltanschauungsfragen, über Individuum und Gemeinschaft und über Kultur und Ausdruck und innerhalb dieser Abteilungen 28 Vorlesungen, angefangen vom Wahrheitsproblem, dem religiösen, mathematisch-physikalischen und biologischen Weltbild über die Grundfragen der Ethik, Soziologie, Politik, Wirtschaft und Hygiene schließlich alle möglichen Gebiete der Ästhetik enthalten. Nehmen wir selbst an, man könnte die Studenten zum Hören und nicht nur zum Belegen dieser Vorlesungen veranlassen, so verdiente tatsächlich das letztere vor dem ersteren noch den Vorzug. Denn die Voraussetzung dieses ganzen Planes, die Annahme, daß diese humanistische Fakultät eine bildungswirksame universitas darstellt und ihre Hörer durch die Fülle zusammenhangloser Teile nicht bloß verwirrt oder zu oberflächlichem Journalismus erzieht, diese Voraussetzung ist eben eine irreale.

Und wenn wir von der Frage der Vereinbarkeit von Forschung und Bildung in der heutigen Universität einmal absehen; unvereinbar bleibt in jedem Fall mit beiden Zielen die von der heutigen Hochschule zugleich geforderte Massenausbildung von Gesellschaftsfunktionären. Während heute jeder Volksschullehrer es für einen objektiven pädagogischen Betrug halten würde, einige hundert Kinder auf einmal zu unterrichten, findet man an unseren Universitäten nicht nur zahlreiche Vorlesungen, sondern sogar praktische Übungen, z. B. in der juristischen Fakultät, mit vierhundert bis siebenhundert Hörern, die eintausend bis zweitausend schriftliche Arbeiten im Semester abliefern. Die durchaus pathologische Erscheinung unserer augenblicklichen Universitätsüberfüllung soll dabei gar nicht weiter in Betracht gezogen werden. Nur nebenbei sei bemerkt, daß Deutschland in wenigen Jahren ein akademisches Proletariat von mindestens dreißig- bis vierzigtausend Menschen ohne jede Aussicht auf Versorgung besitzen wird; Stützen der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung werden diese Männer bestimmt nicht werden. Aber auch wenn eine gebesserte Weltwirtschaftslage die gegenwärtige Studentenziffer von rund

hundertundzwanzigtausend auf den Vorkriegsstand von etwa siebzigtausend hinunterschrauben würde, so brauchten Staat und Gesellschaft auch dann noch eine so große Zahl von Funktionären mit „akademischer" Vorbildung, daß auch dann noch die überfüllte Universität außerstande wäre, den einzelnen Studenten wissenschaftlich und allgemein zu bilden und praktisch auszubilden. Die Universität leidet also nicht nur an einer akuten, sondern an einer chronischen Überfüllung. Der Vorschläge zur Einschränkung des akademischen Studiums sind viele. Das brutalste und verkehrteste Rezept wäre jedenfalls die Kürzung der staatlichen Mittel für die Begabtenförderung; die deutsche Wirtschaftspartei hat es sich 1930 in einem parlamentarischen Antrag zu eigen gemacht. Der zahlenmäßige Erfolg dieser Maßnahme wäre unmerklich, das kulturpolitische Ergebnis aber würde sich als ein durch die Begabtenauslese ungestörtes, plutokratisches Bildungsmonopol darstellen. Ohnehin sind nur zwei bis vier Prozent aller deutschen Studierenden Arbeitersöhne.

Eine wirksame und bei aller Problematik des Prüfungswesens gerechtere Beschränkung des akademischen Studiums läßt sich erreichen mittels einer sehr verschärften Siebung der Ungeeigneten durch die höhere Schule und die Hochschule selbst. In der höheren Schule müssen die Voraussetzungen für die Hochschulreife sehr viel rigoroser geprüft werden, und die Hochschule darf grundsätzlich nur höhere Schüler mit besonders guten Zeugnissen aufnehmen. Außerdem darf sie die Ungeeigneten nicht erst bei der akademischen Schlußprüfung, sondern muß sie schon Jahre vorher in einem Zwischenexamen abstoßen. Daß ein solches Zwischenexamen eine festere Bindung der Studierenden an einen Studienplan bedeuten würde, ist kein Nachteil, sondern ein Vorteil. Gegen den Gedanken des Zwischenexamens wie gegen manchen andern Reformvorschlag wird zwar immer wieder das alte deutsche Gut der akademischen Freiheit und Selbständigkeit ins Feld geführt; in Wahrheit ist dieses liberale Erbgut für die meisten Studenten, insbesondere für alle Juristen und Mediziner, längst eine bloße Fiktion geworden. Ihren Sinn hatte die akademische Freiheit nur innerhalb einer Forschungs- und Bildungsstätte, die eine persönliche Beziehung von Lehrer und Schüler gestattete, nicht innerhalb einer für Massen eingerichteten Fachschule.

Selbstverständlich werden durch diese Maßnahmen nicht die tieferen Ursachen der Universitätsüberfüllung bekämpft werden. Wir wollen, wie gesagt, ganz davon absehen, daß gegenwärtig die deutsche Wirtschaftsnot

viele Tausende von Abiturienten vor die Frage stellt, entweder mit achtzehn Jahren arbeitslos oder Student zu werden. Die wesentlichsten und bleibenden Ursachen der Überfüllung sind aber einerseits der hohe Grad von Rationalisierung unsrer Gesellschaft, die Übersteigerung des Berechtigungswesens, die Akademisierung aller besser bezahlten Berufe und die grundsätzlich fehlerhafte Organisation der Hochschule auf der andern Seite.

Die Überproduktion an Akademikern kann nämlich nur dann geheilt werden, wenn die Hochschule sich endlich dazu entschließt, mit einer weiteren sehr verhängnisvollen Fiktion radikal Schluß zu machen: mit der falschen Vorstellung, daß die ungeheure Mehrzahl unserer Studenten zur wissenschaftlichen Bildung und Forschung gewillt, genötigt und geeignet, die Universität aber auch fähig wäre, ihnen diese wissenschaftliche Bildung zu geben. In Wahrheit ist es doch so, daß die überwältigende Mehrheit von der Universität nichts anderes will und – mindestens ökonomisch – auch nichts anderes benötigt, als eine technisch-fachliche Berufsausbildung. Weil die überfüllte Universität aber zugleich technische Fachschule und wissenschaftliche Forschungsstätte sein muß, müssen beide Aufgaben leiden.

Zur Reformierung dieses Zustandes ist die Losung „Trennung von Forschung und Lehre" ausgegeben worden. Versteht man darunter die Scheidung von wissenschaftlicher Forschung und praktischer Berufsausbildung, so ist diese Forderung unbedingt berechtigt. Eine solche Scheidung müßte der Forschung die Möglichkeit des docendo discere bewahren und dürfte die Berufsausbildung nicht herabsinken lassen zum mechanischen Auswendiglernen von Formelkram. Erfreulicherweise hat sich diesen Reformgedanken neuerdings auch Eduard Spranger zu eigen gemacht. Es ist ihm durchaus zuzustimmen, wenn er in die Universität eine college-artige Stufe so einbauen will, daß nicht nur im Oberbau das Zusammenströmen von Forschung und Lehre erhalten bleibt, sondern dieser befruchtende Strom auch die Unterstufe erreicht und sie dauernd mit Leben und Bewegung füllt. Diese akademische Stufenbildung wäre gewiß geeignet, die Universität als wissenschaftliche Lehranstalt wesentlich zu entlasten und ihrer Forschungsaufgabe wieder zuzuführen. Dem lehrenden Forscher würde die in den größeren Universitäten unerträgliche Last einer nichts weniger als wissenschaftlichen Fachlehrerarbeit abgenommen. Er erhielte dadurch erst die Möglichkeit, sich mit dem engen Kreis der wirklich Begabten und Interessierten persönlich zu beschäftigen.

Nur durch solche Stufenbildung wird es auch möglich sein, die ungeheure Doktorinflation, welche dem Ansehen der deutschen Universität im Ausland sehr geschadet hat, zu stoppen und den Wert der akademischen Grade zu heben. In der College-Stufe könnte in Anlehnung an das englische Tutor-System die Berufsausbildung viel praktischer und intensiver als bisher gefördert werden. Der juristische Student z. B., der heute in neunundneunzig von hundert Fällen vom Einpauker seine Examenskenntnisse bezieht, würde der Hochschule wiedergewonnen werden, und der Einpauker, dieses beschämendste und für den Studenten besonders kostspielige Nebenprodukt der heutigen Universität wäre überflüssig. Die unter den jetzigen Umständen gewiß sehr ernste Frage: systematische Vorlesung oder konversatorische Methode? würde sich durch die Stufenbildung von selbst erledigen.

Bei der Frage nach der praktischen Entwicklung der Reform muß zunächst eingesehen werden, daß sich die wesentlichsten, nämlich die in der sozialen und geistesgeschichtlichen Situation unserer Wissenschaft selbst fundierten Mängel der Hochschule dem organisatorischen Zugriff von Behörden entziehen. Aber auch zur Beseitigung derjenigen Mängel, die durch Organisation reformierbar und nunmehr seit zwei Jahrzehnten lebhaft diskutiert sind, ist bisher wenig oder gar nichts geschehen. Sieht man von der Einführung einzelner Übersichtsvorlesungen für Anfänger, von Nachschulungskursen sowie von der Vermehrung von Assistentenstellen und einigen weiteren Kleinigkeiten ab, so ist zwar vor und nach der Revolution über die Universitätsreform sehr viel und auch manches Gute geredet und geschrieben, aber nichts Wesentliches getan worden.

Erst im Frühjahr 1930 hat das preußische Volksbildungsministerium einen ernsten Anfang gemacht durch die Veröffentlichung eines juristischen Studienreformplanes, gegen den man nur das eine einwenden kann, daß er nämlich kaum eine Reform darstellt. Der Plan sieht, um nur das Wesentlichste hervorzuheben, eine sehr bescheidene Einschränkung der großen Vorlesungen zugunsten der Seminare und Übungen vor, verlangt vom Dozenten (etwas zu schematisch) eine konservatorische Lehrmethode, normiert die Zwischenprüfung nach drei Semestern und will, neben der Heranziehung von Praktikern, dem Repetitorunwesen dadurch steuern, daß er die Einrichtung von Repetitorien an der Universität selbst ins Auge faßt. In unserem Zusammenhang ist an diesem schüchternen Reformversuch

das Interessanteste seine Aufnahme in der akademischen Öffentlichkeit. Niemand wird leugnen können, daß der Plan eine Reihe von Neuerungen bringt, die unzweifelhafte Verbesserungen bedeuten. Wenn trotzdem eine führende juristische Zeitschrift aus der Feder eines Hochschullehrers einen Leitartikel veröffentlicht, der von dem Plan behauptet, er führe zu einer bisher undenkbaren Verflachung des Rechtsunterrichts, bringe die Fakultäten auf das Niveau von Einpaukanstalten, bedrohe in gefährlichster Weise unser künftiges Rechtsstudium, wenn der Verfasser schließlich dem Ministerium bildungsfeindliche Tendenzen und den Plan unterstellt, es wolle nächstens auch die Lehrbücher vorschreiben, um die notwendige geistige Ausbildung mit Paukbüchern schlechtester Art zu erreichen, so staunt man nicht so sehr über das Maß von böswilliger Insinuation als wie über das Ausmaß der Selbsttäuschung, mit der hier ein erfahrener Hochschullehrer alles das als positiv fingiert, was die juristische Ausbildung heute nicht ist. Dieses falsche Bewußtsein über die konkrete Lage unserer Universität äußert sich zwar selten in so grober Form, ist aber dem Inhalt nach bei Dozenten wie bei Studenten überaus verbreitet. In ihm vor allem sehe ich die größte Gefahr für die Zukunft der deutschen Universität. Die umfassendste Vereinigung der deutschen Studenten, die politisch rechts gerichtete „Deutsche Studentenschaft" hat auf ihrer Breslauer Tagung 1930 eine Entschließung angenommen, welche die Aufgabe einer Hochschulreform darin sieht, die Unabhängigkeit der Hochschule „von zeitgebundenem Geschehen" durch weitgehende Autonomie zu sichern; die Entschließung lehnt jede Einschränkung der Freiheit der Lehre und des Lernens ab und endigt mit den Worten: „Die wahrhaft akademische Bildung kann niemals durch Fachhochschulen vermittelt werden, sondern nur durch eine auf das Ganze der Erkenntnis eingestellte Hochschule, denn nur in der Beziehung auf ein Ganzes besteht lebendige Wissenschaft." Wie blind für jede konkrete Wirklichkeit hat hier eine ideologische Phraseologie diese jungen Menschen gemacht! Die Studenten polemisieren gegen das College als Fachhochschule und sehen nicht oder wollen nicht sehen, daß die heutigen Hochschulen längst Fachhochschulen geworden sind. Man bedenke, daß in dieser deutschen Studentenschaft Studierende der technischen, landwirtschaftlichen, tierärztlichen und Handelshochschulen, der Forst- und Bergakademien vertreten sind, also lauter Fachhochschulen, von denen keine einzige eine auf das Ganze der Erkenntnis „eingestellte" Hochschule sein will und auch gar nicht sein kann.

Aber auch die Universität selbst ist und bleibt so lange eine einseitige und sogar noch recht unzulängliche Fachhochschule, solange nicht in ihren Hörern und Lehrern zu allererst das Bewußtsein dieser ihrer Wirklichkeit aufbricht. Die deutsche Universität hat bisher nicht nur innerhalb Deutschlands, sondern in der ganzen Welt eine überragende Stellung eingenommen. Sie ist heute ebenso als Fachhochschule wie als Forschungs- und Bildungsstätte gefährdet. Die erste Bedingung ihrer Erneuerung ist die illusionsfreie Klarheit über ihre gegenwärtige Wirklichkeit und ihre zukünftige Möglichkeit.

# JAKOB WASSERMANNS NEUER ROMAN

von

ERWIN POESCHEL

Vor einigen Jahren sprach Jakob Wassermann in einem offenen Brief über die Situation der heutigen Jugend, von den „Jünglingen und Mädchen, verloren in einer Welt, in der es keine Seelenfinder mehr gibt", von den Vereinsamten, „verstreut in allen Städten und Provinzen des Landes", keinen Bünden, keinen Genossenschaften und politisierenden Gruppen angehörend. „Ihnen gilt", so sagte er, „meine Arbeit, für sie bin ich da."

Dies war keine rhetorische Floskel, für den Tag und für den Augenblick erdacht, es war das Klopfen seines Hammers im Schacht unter Tag, das man hier hörte, des Hammers, der immerwährend an der Arbeit war, nach den Adern zu suchen, Wege, Stollen, Durchbrüche zu schlagen. Aus diesen Schächten förderte er die Geschichte des „Falles Maurizius", in der es sich nicht nur um einen unschuldig Verurteilten handelt, sondern ebenso sehr um den Siebzehnjährigen, den jungen Menschen in der entscheidenden und gefährlichsten Epoche seines Lebens, in jenem Zustand konzentrierter Empfänglichkeit, den Wassermann als den „eigentlichen Geniemoment" des Jünglings bezeichnet. Und aus dem gleichen Stollen kommt nun auch dieser neue mächtige Block, die Geschichte des „Etzel Andergast" (S. Fischer Verlag, Berlin).

Als Motto steht auf dem ersten Blatt: „Denk ich an Deutschland in der Nacht ...", und damit ist gesagt, daß hinter dieser Sorge um die